

# **Das Totenschiff**



# Das Totenschiff

Vincent Baumgart



*Marozia*

Alle Personen in diesem Roman sind fiktiv. Jede Ähnlichkeit mit der Wirklichkeit ist rein zufällig.

Ander Werke von Vincent Baumgart

*Das Presserohr (Roman, 2017)*

*Die grüne Heuschrecke (Roman, 2019)*

*Im Aufruhr (Roman 2026)*

© 2026 Vincent Baumgart

Verlag Marozia, Utrecht

Umschlaggestaltung: Carla den Hartog

Umschlagrealisierung: The Sign of 4 Design

Übersetzt aus dem Niederländischen von Gemini

Lektorat: Dr. Franz Rieder

ISBN: 978 94 0384 433 6

[www.vincentbaumgart.nl](http://www.vincentbaumgart.nl)

Diese Veröffentlichung oder Teile daraus dürfen ohne vorherige schriftliche Genehmigung des Verlags in keiner Form vervielfältigt oder verbreitet werden, sei es durch Druck, Fotokopien, automatisierte Datenbestände oder auf andere Weise.

## Vorwort

Dieser Roman trägt denselben Titel wie der Roman *Das Totenschiff* von B. Traven, der 1926 erschien. Die Identität Travens wurde nie genau geklärt, aber es wird angenommen, dass er ein deutscher Anarchist war, der nach Mexiko floh und dort seine Romane schrieb. Genau hundert Jahre später erscheint die deutsche Übersetzung meines *Totenschiffs*. Ich habe es als Hommage an Traven geschrieben.

Ich kam auf die Idee, Travens Roman umzukehren, als ich von einer Kolumne las, in der der Verfasser eine gemachte Kreuzfahrt als „eine Nahtoderfahrung“ beschrieb.

Die Passagiere des neuen Totenschiffs sind hier keine hart arbeitenden armen Schlucker, sondern Wohlhabende, die ihre Selbstständigkeit größtenteils verloren haben bzw. auf dem Schiff verlieren. Die Frage ist: Leben sie überhaupt noch, oder sind sie bereits während ihres Lebens gestorben? Ohne Unterhaltung wird ihr Leben zu einer leeren Hülle, während die Passagiere von Travens Schiff kämpfen müssen, um ihr Dasein zu verlängern, und dadurch knallhart am Leben sind.

So sind weitere Parallelen und Umkehrungen möglich, die von Travens ursprünglichem Roman abgeleitet erneut relevant sind. Traven hielt der Gesellschaft mit seinem kritischen Werk einen Spiegel vor, und ich hoffe, dasselbe zu erreichen.

Vincent Baumgart



# 1

## Trinidad

„Als ich noch operierte, gab es Momente, in denen ich Menschen als Säcke voller Organe betrachtete“, sagte Doktor Apfelstedt. Er tupfte seinen Mund ab und trank von seinem Wein. Er sprach Englisch mit einem starken Akzent.

Ich hätte mich bei ihm in guten Händen gefühlt. Jetzt zitterten seine Hände. Er war über siebzig, kahl und trug einen grauen Schnurrbart und ein kurzes Ziegenbärtchen. Wie das Gespräch auf seine Vergangenheit gekommen war, war mir entgangen. Zuvor ging es noch um Pferde. Durch den Einsatz von Pferden hätte sich Europa schneller entwickelt als andere Kontinente. Auch Apfelstedt hatte von dieser Theorie gehört, und er sah keinen Grund, sie anzufechten, schon gar nicht nach den Argumenten von Frau Professorin.

Apfelstedts Frau saß mir gegenüber. Sie aß schweigend, verfolgte das Gespräch aber aufmerksam. Sie war viel jünger als ihr Mann. Heute Morgen hatte ich sie an der Eisbar angelächelt, weshalb wir nun zu viert zu Abend aßen. Als Apfelstedt sein Glas abstellte, begegnete ich ihren braunen Augen. Wir senkten schnell unsere Blicke.

Am Eisstand zogen ihre Schönheit und ihre magere Statur meine Aufmerksamkeit auf sich, aber auch die Art und Weise, wie sie ihren Blick auf den Pool gerichtet hielt, während sie auf ihre Bestellung wartete. Eigentlich schaute sie die Passagiere nicht an; sie beobachtete sie, womit sie sich von den zweitausend anderen Exemplaren unterschied, die seit unserer Abfahrt aus Fort Lauderdale um uns herum wimmelten und deren leere Gesichter und unförmige Leiber mich sofort geärgert hatten.

Es lag auf der Hand, dass Beatrice auf Apfelstedts Bemerkung antworten würde. Ich hatte geschwiegen, weil ich noch nie von dieser Pferdetheorie gehört hatte. Daraufhin

dachte ich, dass der Chirurg vielleicht das Gesprächsthema wechseln wollte.

„Aber das stimmt“, sagte ich. „Eigentlich sind Menschen doch Säcke voller Organe?“

„Ich finde, der Mensch ist mehr als die Summe seiner Teile“, antwortete der Chirurg. Er fuhr fort: „Das vergaß ich manchmal, aber so zynisch habe ich meine Ursula nie betrachtet. Nicht einmal während unserer ersten Konsultation.“ Er klopfte ihr steif auf ihren schlanken Rücken. Sie trug ein schwarzes Oberteil aus Netzstoff und Spitze, was ihre Schultern und Oberarme in Teilen frei und sichtbar werden ließ.

Sie lächelte und machte mit einem Daumen mit einem glänzend roten Nagel eine seitliche Bewegung in Richtung Apfelstedt. „Er kannte meinen Körper schon besser vor unserer Ehe als viele Menschen, die jahrelang verheiratet sind.“

„Verwachsene Därme kommen in jedem Alter vor“, sagte Apfelstedt. „Ich habe jahrelang vermieden zu erzählen, dass ich eine Patientin geheiratet habe, und jetzt darf es jeder wissen. Nächste Woche werde ich siebenundsiebzig.“

„Es gibt auch Kritik an der Pferdetheorie“, sagte Beatrice mit erhobener Stimme. „In der Geschichtswissenschaft kennen wir nur Wahrscheinlichkeiten. Man muss konkurrierende Erklärungen als gleichwertig betrachten, sofern sie dasselbe Erklärungsniveau haben. Das nennt man Ockhams Rasiermesser, wenn ich mich nicht irre.“ Letzteres fügte sie aus Bescheidenheit hinzu, denn das Rasiermesser war eines ihrer Steckenpferde.

Sie manövrierte in sicheres Fahrwasser, um die Art unserer Beziehung nicht offenbaren zu müssen. Sie vertraute auf das Mutter-Sohn-Szenario. Das Paar uns gegenüber konnte nur darüber gerätselt haben, und ich hatte Ursulas Einladung, gemeinsam zu dinieren, mit den Worten angenommen, dass ich 'Beatrice mitbringen' würde.



„In der medizinischen Welt ist das genauso“, sagte Apfelstedt. „Wir wenden Behandlungen an, die dem durchschnittlichen Patienten helfen. Aber man weiß nie, ob der Patient zu der Gruppe gehört, die dem Behandlung hilfreich verläuft.“

„Deshalb sind statistische Wahrheiten eigentlich nur Wahrscheinlichkeiten“, rief Beatrice. Sie wedelte mit ihrer Gabel, an der ein Stück Kalbsschnitzel aufgespießt war. Ihr Ton klang triumphierend und erinnerte an die nervöse Begeisterung, die ich von ihr aus Vorlesungen und Kongressen kannte. Statistik zu entlarven war auch einer ihrer Favoriten.

Neben mir erschien sich erneut die Professorin, die meine Arbeitgeberin gewesen war, wie ein sich materialisierendes Hologramm. Ich erinnerte mich an den Umtrunk während des Medieval Congress in Michigan. Sie ließ mich mit meinem Bier allein, weil sie in der Ferne den französischen Professor Mandrou entdeckte.

„Ich bin froh, dass die Medizin die Bedeutung der Statistik anerkennt“, rief ich lachend. Das Wort 'erkennen' bereitete Probleme. Nach einem gedehnten 'äh...' rettete mich das Wort *acknowledge*. Wut vertrieb meine Verlegenheit. Ich fuhr fort: „Der Schiffsarzt verschreibt glücklicherweise keine Blutegel mehr, wenn man Kopfschmerzen vom vielen Feiern hat.“ Ich sagte *bloodsuckers*, obwohl ich nicht wusste, ob das das richtige Wort war und betonte das *suckers*.

Das Paar mir gegenüber lachte. Beatrice hatte ihren Bissen genommen und kaute. An ihrem starren Blick merkte ich, dass sie verstand, dass ich sie sabotierte. Ich bereute es und rieb über ihren Rücken, wobei ich ihr zulächelte und sie 'Schätzchen' nannte, auf Niederländisch.

Sie lachte auch und gab mir einen Kuss auf die Wange. Weil nun eine Erklärung nötig war, sagte sie: „Und ich schäme mich nicht zu erzählen, dass wir früher Kollegen waren und jetzt als Partner diese Reise machen.“

Ursula mir gegenüber lächelte starr. Doktor Apfelstedt hob sein Glas. „Ich stoße auf Liebesglück in jedem Alter an.“ Ich stieß dankbar mein Glas an seines.

Eine weibliche Kellnerin näherte sich dem Tisch. In gebrochenem Englisch fragte sie, ob es uns gut gehe. Sie hatte ein asiatisches Gesicht und trug eine auffällige goldfarbene Brille. Sie holte eine Serviette hervor und begann, sie zu falten. Es bildete sich eine weiße Kugel mit zwei Laschen. Die Kugel lief in ein Stück ungefalteter Serviette aus.

„Schauen Sie, eine Maus!“, rief die Frau entzückt. Sie zeigte Beatrice das Kunstwerk. In dem Moment, als Beatrice sich danach bückte, sprang die Serviette aus der Hand der Frau. „Ja, es ist eine echte Maus!“, rief sie. Sie schnappte die Maus vom Teppich und näherte sich mir. Auch ich musste das Objekt inspizieren, und wieder sprang die Maus weg. Danach war Apfelstedt an der Reihe, der eine scherzhafte Greifbewegung nach der Serviette machte, die zur allgemeinen Heiterkeit von der Maus mit einem großen Sprung umgangen wurde.

„Die Maus geht weiter“, sagte die Kellnerin. Sie machte eine Geste zum Gehen, blieb aber stehen. Apfelstedt verstand die Geste, winkte und reichte eine Münze. Die Maus bedankte sich mit einer reverenzartigen Verbeugung.

Apfelstedts Aktion löste die Zungen weiter. Unsere neuen Bekannten hatten schon früher Kreuzfahrten gemacht. Obwohl das Geben von Trinkgeldern nicht offiziell empfohlen wird, sei es üblich, *gratuits* zu verteilen, erklärte das Paar. Sobald man an Bord kommt, gibt man dem Gepäckjungen und auch seinem Kabinensteward Trinkgeld.

Ich sah Beatrice an. Sie lachte. „Wenn das Mädchen in der kommenden Zeit gute Arbeit leistet, wird das schon in Ordnung kommen.“

„Wir sind hier vierzehn Tage all-inclusive, diese Trinkgelder kosten Sie nicht den Kopf“, sagte Apfelstedt. „In welchem Hafen gehen Sie von Bord?“

Ich blickte erneut zur Seite. „Fort Lauderdale“, antwortete Beatrice.

„Da sind wir gerade abgefahren“, reagierte Ursula erstaunt.

„Wir machen eine Weltreise“, sagte Beatrice. Ihre Stimme klang angespannt. „Wir enden also auch in Fort Lauderdale.“

Es trat Stille ein. „Ach, eine Weltreise...“ Apfelstedt sprach das Wort fast ehrfürchtig aus. Er zögerte kurz. „Sie haben Ambitionen!“

Ich hatte den Eindruck, dass diese Bemerkung das Ergebnis widerstreitender Impulse war. Wir sahen nicht gerade reich aus. Und welches Motiv hatte der junge Freund von Frau Professorin? Ursulas dunkle Augen huschten zwischen uns hin und her, während ihr offener Mund ein vages Lächeln zeigte.

Die Verwirrung des Ehepaares machte Beatrice unsicher. Ich spürte ihre Hand auf meinem Oberschenkel.

„Eine Weltreise scheint tatsächlich etwas Besonderes zu sein“, sprang ich ein. „Wir feiern den Abschluss der Universitätskarriere von Beatrice.“

Die Erklärung bewirkte eine gewisse Erleichterung. Es klang wie eine überzeugende Rechtfertigung für die enormen Kosten eines solchen Spaßes. Auch Wissenschaftler können sich schließlich eine Weltreise leisten.

„Wie lange dauert Ihre Reise?“ fragte Ursula.

„Hundertneunundzwanzig Tage“, antwortete Beatrice, die sich wieder gefangen hatte. „Wir fahren vierundfünfzig Ziele an. Es ist ein ziemliches Projekt.“

Diese Bezeichnung kam mir bekannt vor. So sprach sie auch über ihre Forschungsprojekte. Offenbar sah sie die Kreuzfahrt als eine Aufgabe, die sie sich selbst auferlegt hatte und die erfolgreich abgeschlossen werden musste. Ein Leben als Wissenschaftlerin hatte sie darauf abgerichtet, in Projekten zu denken, die gestartet und abgeschlossen werden mussten, einschließlich der Deadline, die einem im Nacken sitzt.

Nach Beatrices Erläuterung verstummte das Gespräch. Unsere neuen Bekannten befanden sich gegenüber einem Paar, das auf den ersten Blick wie Mutter und Sohn aussahen, aber eine amouröse Beziehung unterhielten. Ich spürte unbefriedigte Neugier. Meine vegetarische Quiche mit Spinat und Blauschimmelkäse war aufgegessen. Auch die Teller der anderen leerten sich. Bevor wir uns wieder in die Schlange am Buffet für das Dessert begeben würden, wollte ich die freundliche Atmosphäre von eben wiederherstellen.

„Kennen Sie den Roman *Das Totenschiff* von B. Traven?“, fragte ich. Um den Kurswechsel zu rechtfertigen, fügte ich hinzu: „Traven war Ihr Landsmann. Haben Sie es jemals auf Deutsch gelesen?“

Apfelstedt kannte B. Traven, aber den Roman nicht. Ursula hatte nie von dem Schriftsteller gehört, was sie mit einer entschuldigenden Geste zugab.

„Ich habe gerade mit dem Buch begonnen“, fuhr ich fort. „Kurz bevor wir nach Amerika flogen, entdeckte ich es an einem Bücherstand in Amsterdam. Es handelt von einem Seemann, der in Antwerpen zurückgelassen wird, weil er zu spät zu seinem Schiff zurückkommt. Vom Kai aus sieht er das Schiff wegfahren.“

„Das passiert immer noch“, reagierte Apfelstedt. Er grinste und nickte zur Schlange am Buffet. „In jedem Hafen gibt es ein paar Passagiere, die das Schiff fast verpassen. 'Pier runners' werden sie genannt. Vom Deck aus sieht man sie von weitem kommen und sie werden ausgebuht.“

„Aber lässt das Schiff auch Leute zurück, wenn sie zu spät sind?“

„Allerdings“, sagte Apfelstedt. „Warten kostet zu viel. Wenn Sie das Schiff verpassen, müssen Sie auf eigene Faust versuchen, zum nächsten Hafen zu gelangen. Da stehen Sie dann, in kurzen Hosen, ohne Gepäck und kaum Bargeld. In Amerika oder Europa ist das noch überschaubar, aber ich möchte nicht gerne in einem mexikanischen Hafen zurückbleiben.“

Die Antwort beunruhigte mich etwas. Selbst in diesem zweihundertfünfzig Meter langen Komfortcontainer drohten unbekannte Gefahren. „Ich nehme an, Sie sind nie über den Kai gerannt“, reagierte ich lachend.

„Fast“, sagte Ursula und sah ernst aus. „In Venedig hat uns ein Taxifahrer am San Pietro stehen gelassen, als wir seinen Preis zu hoch fanden. Der Rückweg kostete viel mehr als der Hinweg. Das scheint eine bekannte Praxis bei Kreuzfahrtpassagieren zu sein. Deshalb machen wir nur noch Ausflüge der Reederei mit. Wenn dann alle zu spät sind, wartet das Schiff.“

„Warum hat dieses Buch diesen Titel?“, fragte Apfelstedt. Er schien an mir Interesse gefunden zu haben. Anfangs war seine Art von der kultivierten Attitüde zerstreuter Freundlichkeit überdeckt gewesen, die er während seiner fast ein halbes Jahrhundert andauernden Tätigkeit als Arzt perfektioniert hatte. Jetzt bohrten sich seine blauen Augen in meine.

„Ich habe nur das erste Kapitel gelesen. Ich habe es tatsächlich gekauft, weil der Titel mich intrigierte“, antwortete ich.

„Halten Sie uns auf dem Laufenden, und warnen Sie uns, wenn Sie etwas über Schiffe erfahren, das unser Leben retten kann“, sagte Apfelstedt. Er sah sich um, um zu prüfen, ob sein Witz ankam, tupfte seinen Mund ab und leerte sein Glas. Seine Hände zitterten nicht mehr. Ich fragte mich, ob ich bei ihm mein Herz ausschütten könnte.

„Ich habe köstliche Desserts gesehen. Lassen Sie uns doch dorthin aufbrechen“, fuhr Apfelstedt fort, wieder in seiner polierten Sprechweise.

Ein Dreiviertelmond, etwas neblig, warf seinen Glanz über die dunkle See. Es wehte eine Brise, aber hinter der Glasplatte, die die Reling bildete, saßen wir windgeschützt. Der Wind wurde nur durch unsere Geschwindigkeit verursacht, etwa dreißig Kilometer pro Stunde. Draußen in der Wasserwüste war es windstill. Unser Balkon befand sich auf der niedrigsten Galerie, wodurch wir ziemlich nah am Meer saßen. Zehn

Meter unter uns schäumte mit einem ruhigen Rauschen die weiße Spur des Schiffes. Hinter dem gläsernen Balkongeländer begann die Unendlichkeit. Außer einem vorbeifahrenden Tanker hatte ich seit Tagen nichts am Horizont entdeckt, und auch diese Nacht verbarg nichts anderes als endlose See.

Nach dem Abendessen mit unseren neuen Bekannten waren wir auf den Balkon unserer Kabine gegangen. Da wir von Florida aus direkt nach Süden fuhren, war die Temperatur gestiegen. Obwohl in Europa noch Winter war, waren wir mit achtzehn Grad aus Fort Lauderdale abgefahren. Es war jetzt fast elf Uhr abends und das Thermometer am Schiebefenster des Balkons zeigte einundzwanzig Grad. Morgen würden wir in Trinidad ankommen, unserem ersten Ziel.

Ein Kreuzfahrtschiff ist im Grunde ein schwimmendes Hotel-Apartmenthaus. Unser Balkönchen war in eine riesige Reihe gepresst, die sich zu beiden Seiten erstreckte und sich sechsmal über uns wiederholte. Wir waren Flöhe in einem Setzkasten oder Bienen in einer gigantischen Honigwabe. Aber in unserem komfortablen Kokon hatten wir das Gefühl, die einzigen zu sein, denen der mondbeschienene Ausblick zuteilwurde.

Wir hatten den letzten Weißwein auf zwei Gläser verteilt. Es war erlaubt, eine Flasche mit an Bord zu nehmen und gestern hatten wir die zu mehr als der Hälfte geleert. Ich wusste jetzt schon, dass ich gleich mehr wollen würde. Ich hatte Beatrices Füße, deren Nägel rot lackiert waren, auf den Schoß genommen und massierte einen Fuß. Kürzlich hatte ich bemerkt, dass diese Handlung wohltuend wirkte und sicherlich auch für mich. Während der Fußmassage verschwand endlich die Erregung, die ihr Verhalten kennzeichnete.

Es ist nicht einfach, lange in der Nähe einer Frau zu bleiben, die sich nie entspannt und alle fünf Minuten lautstark lamentiert. „Wo ist mein Tablet? Warum ist das WLAN hier

so schlecht? Hast du meine Brille gesehen, ich hatte sie doch gerade noch. Was machen die für einen Lärm auf dem Gang, da gehe ich etwas sagen.“ Dann kramte sie wieder im Kleiderschrank, oder kommentierte den Preis eines Ausflugs in scharfem Ton. Es ging immer weiter als würde sie von zehntausend Volt Hochspannung angetrieben. Ich wurde dadurch elektrisch aufgeladen. Die Spannung erstarrte mich und ich bekam bei jedem abrupten Ausruf oder jeder Bewegung einen Schock. Bevor wir an Bord gingen, hatte ich diese ständige Exaltation vergessen, während ich, als wir noch zusammenarbeiteten, meistens erleichtert war, wenn ich um fünf Uhr die Flucht ergriff.

Eine andere Möglichkeit, sie zu beruhigen, war, ihre Kenntnisse in Anspruch zu nehmen.

„Was muss ich alles über Trinidad wissen?“, fragte ich mit verträumtem Ton, obwohl ich mich überhaupt nicht verträumt fühlte.

„Also hat dieser promovierte Herr sich noch nicht eingelezen“, antwortete sie lachend. Sie streichelte über meine Wange. „Was für ein schönes Schmirgelpapier. Herrlich, so ein richtiger Kerl.“

Es ärgerte mich erneut, dass ich sie in einer Meinung bestätigte, die sie schon lange über mich gebildet hatte. Jemand, der nett mitmachte, aber nicht über die echten wissenschaftlichen Fähigkeiten verfügte. Kein Material, das an die Universität gehörte.

„Trinidad ist Spanisch für die Dreifaltigkeit, den Vater, den Sohn und den Heiligen Geist. Kolumbus hat es auf seiner dritten Reise so genannt, weil er einen Eid geschworen hatte, das erste Land, das er treffen würde, nach der Dreifaltigkeit zu benennen.“

„Einen Eid gegenüber wem? Dem König?“

„Gegenüber Gott. Kolumbus hatte schon früher Eide abgelegt. Während eines schweren Sturms, als sie ihr anderes Schiff aus den Augen verloren, schwor er, dass, wenn sie verschont blieben, ein Besatzungsmitglied das Grab eines

Heiligen mit einem silbernen Leuchter besuchen würde. Um zu entscheiden, wer gehen sollte, taten sie Erbsen in einen Sack und markierten eine Erbse mit einem Kreuz. Kolumbus steckte als Erster seine Hand in den Sack und zog direkt die Erbse mit dem Kreuz.“

Sie wiederholte, was sie auf Wikipedia gelesen hatte. Aber während eines schweren Sturms Erbsen zählen, auf eine davon ein Kreuzchen kratzen und dafür sorgen, dass das ganze Zeug nicht über das galoppierende Deck im überschwappenden Wasser verschwindet; die Anekdote schien mir eine Erfindung, auch wegen dieses symbolischen Kreuzes.

Ich leerte mein Glas. Mit dem erneuten alkoholischen Rausch erwachte das Bewusstsein, dass hier in der Nähe Kolumbus gefahren war, ein Mann, der sich Gottes Gnade ausgeliefert hatte und der ständig dem Tod ins Auge geblickt hatte. Während unser weißes Apartmentgebäude, das über dieselben geheimnisvollen Tiefen pflügte, in jeder Hinsicht das Gegenteil der hölzernen Zuber bildete, mit der Kolumbus auf Abenteuer ging. Ich war ein weicher Passagier, ein Wurm in einem Apfel. Vor meinen Augen entrollte sich der Mondschein wie eine Projektion in einem Theater.

„In der Rancho Saloon kann ich mit unserer Karte Wein holen“, sagte ich. Da wir eine Weltreise machten, waren alle Getränke inbegriffen, und die Rancho war am nächsten an unserer Kabine, obwohl ich sicherlich dazu achtzig Meter mit vollen Gläsern durch schmale Gänge schleichen müsste.

Sie legte eine Hand auf meinen Arm. „Lass uns kurz gemütlich sein.“

Damit meinte sie die Fortsetzung des Sex, dem wir uns die letzten drei Tage hingegeben hatten, jedes Mal von mir wegen Erschöpfung beendet. Deshalb ließ ich sie jetzt sofort oben auf mir loslegen.



## Fort Lauderdale

Als Kind war der Begriff „Schiff“ für mich gleichbedeutend mit Abenteuer. Da werde ich wohl nicht einzigartig gewesen sein. Unser Kreuzfahrtschiff war vollgestopft mit mehr als zweitausend Passagieren. Aus allen Ecken und Ritzen kamen ständig menschliche Termiten hervor, die wieder in anderen Gängen des schwimmenden Nestes verschwanden. Man sieht immer wieder neue Gesichter; der Rumpf verbirgt ein enormes Gewimmel, und schließlich zieht sich jeder unsichtbar an seinen eigenen Platz zurück.

Bevor ich an Bord der *Deliria of the Seas* ging, wie unser Schiff hieß, hatte ich zwei Schiffsreisen nach England gemacht. Während der Ferien nahm unsere Familie die Autofähre von Townsend Thoresen. Einige Monate nach unserer ersten Überfahrt wurde diese Reederei durch eine Katastrophe mit Hunderten von Toten berüchtigt. Die Fähre kenterte, weil jemand vergessen hatte, das Bug Tor zu schließen.

Jene erste Seereise war auch die elendste. Um zehn Uhr abends kamen wir im Hafen von Zeebrugge an. Mein Vater reihte sich in die Schlange wartender Autos ein. Auf der Rückbank unseres Simca 1100 überwältigte mich in einem Schauder die brutale Größe der Welt: das gefährliche Dunkel zwischen der Kaimauer und der hohen Schiffswand, das Kreischen der Möwen, das Geklapper von Kabeln gegen Masten mit halb verwesten Flaggen, die klamme Seeluft mit einer Geruchsspur von Öl.

Im Anschluss an die Autoschlange fuhr mein Vater über klapperndes Metall in den hell erleuchteten Schlund des Schiffes. Wir landeten in einer Unterwelt aus vielfach grün gestrichenem Eisen, wo Motoren dröhnten und Abgase qualmten. Unser Auto stand neben riesigen Lastwagen mit „TIR“-Schildern. Das bedeutete, dass sie bereits vom Zoll

kontrolliert worden waren, sagte mein Vater. Panisch prägte sich meine Mutter den Buchstaben unseres Parkplatzes ein.

Da es die Nachtfähre war, hatten meine Eltern Schlafplätze reserviert. Die Kabine war ein Schlauch mit schmalen Stockbetten im Bauch des Schiffes. Wir lagen kaum im Bett, als ein unbekannter Mann hereinkam, der einen Pyjama über seine Unterhose zog und über die Leiter ein freies Bett bezog.

Unmittelbar nach dem Ablegen begann ein Hexenkessel von auf- und zuschlagenden Türen. Die Schiffsmaschine dröhnte tief und spürbar. Wir konnten nicht schlafen und gingen an Deck. Es stürmte heftig. Je höher wir kamen, desto mehr schwankte das Schiff. Im Passagierraum mit braunen Wänden aus glänzendem Imitatholz wich ich Erbrochenem aus. Ich stieg über Passagiere, die sich vor Elend auf den Boden gelegt hatten. Ich musste Wasser lassen. In der Toilette waren die Waschbecken verstopft und bis zum Rand mit Wasser gefüllt, auf dem eine Schicht Erbrochenes trieb. Gegen Morgen wurde mir übel.

Gerade noch rechtzeitig kamen wir in Dover an, wo die Kreidefelsen über uns aufragten. Auf dem Auto Deck begann wieder die Kakophonie von Motoren und klapperndem Stahl. Mein Vater reihte sich in die Schlange für *nothing to declare* ein, gekennzeichnet mit einem grünen Plus. Die andere Schlange, in der kaum Autos warteten, mit einem roten diagonalen Kreuz, fand ich höchst verdächtig. Die sei für die Einfuhr von Alkohol und Zigaretten, erklärte mein Vater. Sobald wir das Schiff verließen, fuhr er links. Das gelang ihm während des gesamten dreiwöchigen Urlaubs, bis zum letzten Tag. An diesem Morgen prallten wir beinahe frontal mit einem links fahrenden Auto zusammen. Mit einem Schrecken in den Gliedern fuhren wir wieder in den Schlund der Fähre.

Wie anders versprach die Reise mit unserem Kreuzfahrtschiff zu werden. Von innen ist die Deliria eine Kreuzung zwischen einem Kaufhaus und einem Hotel. Wie gesagt erinnern die Reihen von Kabinen mit Balkonen an Hotel-Appartements in spanischen oder griechischen Badeorten.

Genau wie bei diesen Hotels bildet auch auf dem Schiff das Schwimmbecken und der Bereich darum herum, das sogenannte *Pool Deck*, das schlagende Herz. Hier saugen die Passagiere die Sonne auf, wie in Vorkriegs-Kurorten auf blau-weiß gestreiften Liegestühlen liegend.

Das Schwimmbecken ist an den Rändern flach, sogar so flach, dass man den Eindruck bekommt, dass die dünne Wasserschicht nur dazu dient, das Schwimmbecken zum Schein etwas größer wirken zu lassen. Nur in der Mitte kann man ein paar Züge schwimmen. Ein großes Schwimmbecken etwa vierzig Meter über der Wasserlinie würde das Schiff zu instabil machen. Das bescheidene Schwimmbecken bietet viel Platz für die Deckstühle, die jeden Morgen sofort besetzt werden. Insbesondere die jüngeren Passagiere liegen in Badekleidung auf diesen Stühlen. Die Bäuche ihrer fünfzigjährigen Körper sind noch einigermaßen in Proportion.

Die Einrichtung des *Pool Decks* ähnelt einem Dorfplatz. Der Platz selbst besteht aus dem blauen Schwimmbecken mit den Liegestühlen ringsum. Glaswände, die die Reling bilden, begrenzen den Platz. Darüber schwebt das kreisförmige Balkondeck das wie eine Galerie eines Theaters, ebenfalls mit Liegestühlen besetzt ist. Gegenüber dem Schwimmbecken befinden sich die Fassaden der Eisbar und daneben die Kaffeebar, vor denen Sonnenschirme und Tische mit Stühlen stehen. Über dem anderen Ende des Schwimmbeckens hängt ein großer Fernsehbildschirm, auf dem abends Filme abgespielt werden. Auch gibt es neben dem Platz eine Bühne mit einem Dach, das einer traditionellen Musiktruhe ähnelt. Die Säulen, die das Balkondeck stützen, sind nach oben durchgezogen und mit einer grünen Krone versehen, sodass die Säulen Palmen darstellen. Abends sind die Blätter grün beleuchtet.

Aber bevor der Kreuzfahrtpassagier auf dem blauen Dorfplatz landet, macht er Bekanntschaft mit dem Stadtplatz: dem Atrium. Dieser Platz ist vergleichbar mit dem Innenhof